Das
Abenteuer meines Oheims.

Vor vielen Jahren, einige Zeit vor der französischen Revolution, hatte mein Oheim mehre Monate in Paris zugebracht. Die Engländer und Franzosen vertrugen sich in jenen Tagen besser als gegenwärtig und mischten sich in der Gesellschaft zwanglos unter einander. Damals gingen die Engländer auf Reisen, um Geld zu verthun, und die Franzosen waren stets bereit, ihnen darin beizustehen; jetzt gehen sie auf Reisen, um Geld zu sparen, was sie auch ohne französische Hülfe thun können. Vielleicht war das reisende englische Publicum damals geringer an Zahl und ausgewählter als gegenwärtig, wo die ganze Nation sich aufgemacht und den Continent überschwemmt hat. Jedenfalls bewegten sie sich minder zurückhaltend und freier unter der Gesellschaft des Auslandes, und mein Oheim machte während seines Aufenthalts in Paris viele sehr genaue Bekanntschaften unter dem französischen Adel.

Einige Zeit nachher unternahm er im Winter eine Reise nach jenem Theile der Normandie, welcher Pays-de-Caux heißt. Hier bemerkte er eines Abends, kurz vor Dunkelwerden, die Thürme eines alten Schlosses, welche sich über die Bäume des mit einer Mauer umgebenen Parks erhoben. Jeder Thurm sah mit seinem hohen, kegelförmigen grauen Schieferdache wie eine Kerze mit dem Lichthütchen darüber aus.

„Wem gehört dieses Schloß, Freund?" rief mein Oheim einem magern aber aufgeweckten Postillon zu, welcher mit ungeheuern Courierstiefeln und aufgekrämptem Hute vor ihm herwackelte.

„Dem Monseigneur Marquis de — —", sagte der Postillon, indem er theils aus Respect gegen meinen Oheim, theils zu Ehren des edeln Namens, den er nannte, an seinen Hut griff.

Mein Oheim erinnerte sich des Marquis als eines seiner besondern Freunde zu Paris, welcher oft den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn in seinem väterlichen Schlosse bei sich zu sehen. Mein Oheim war ein alter Reisender, der es wohl verstand, die Umstände aufs vortheilhafteste zu nützen. Er überlegte einige Augenblicke bei sich, wie angenehm es seinem Freunde, dem Marquis, sein würde, sich auf diese ungezwungene Weise mit einem kurzen Besuch überrascht zu sehen; und wie noch weit mehr angenehm für ihn selbst, ein gutes Quartier in einem Schlosse zu erlangen, durch die wohlbekannte Küche des Marquis erquickt zu werden und seinen trefflichen Champagner und Burgunder sich schmecken zu lassen, anstatt sich mit dem miserabeln Zimmer und der miserabeln Bewirthung eines Gasthauses in der Provinz begnügen zu müssen. Nach wenigen Minuten ließ daher der magere Postillon seine Peitsche wie ein wahrer Teufel oder wie ein echter Franzose in der geraden Allee hinauf erschallen, welche zum Schlosse führte.

Sie haben sämmtlich ohne Zweifel französische Schlösser gesehen, da ja heutzutage Jedermann Frankreich besucht. Dieses war eines der ältesten. Es stand nackt und einsam inmitten einer Wüste von Kieswegen und kalten steinernen Terrassen, mit einem in kaltem steifen Stile angelegten Garten, der scharfwinkelige und rautenförmige Abtheilungen zeigte, ferner einem kahlen laublosen Park, der geometrisch von schnurgeraden Alleen durchschnitten war, und einigen kaltaussehenden, nasenlosen Statuen, nebst Fontainen, welche kaltes Wasser genug von sich gaben, um einem Menschen Zähneklappern zu verursachen. So war wenigstens der Eindruck, welche diese Gegenstände an dem Wintertage machten, an welchem mein Oheim seinen Besuch abstattete, obwol höchstwahrscheinlich an einem heißen Sommertage kochende Glut genug dort sein mochte, um einem die Augen aus dem Kopfe zu brennen.

Das Knallen der Peitsche, welches immer heftiger schallte, jemehr sie sich näherten, schreckte einen Flug Tauben aus ihrem Schlage, Krähen von den Dächern, und endlich auch einen Schwarm Diener, mit dem Marquis an ihrer Spitze, aus dem Schlosse. Er war entzückt, meinen Oheim zu sehen, denn sein Schloß beherbergte damals, gleich dem Hause unsers wackern Wirthes, bereits nicht viel mehr Gäste, als es eben unterbringen konnte. So küßte er denn, nach französischer Sitte, meinen Oheim auf jede Wange und führte ihn ins Schloß.

Der Marquis machte die Honneurs seines Hauses mit der bekannten Artigkeit seiner Landsleute. Er war auch wirklich stolz auf sein altes Stammschloß, denn ein Theil desselben war außerordentlich alt. Ein Thurm und eine Kapelle befanden sich da, die fast vor Menschengedenken erbaut waren; der Rest aber war moderner, denn das Schloß war während der Kriege der Ligue fast gänzlich zerstört worden. Der Marquis sprach von diesem Ereignisse mit besonderer Genugthuung und schien wirklich ein dankbares Gefühl gegen Heinrich IV. zu hegen, weil derselbe sein väterliches Haus des Zusammenschießens würdig befunden hatte. Er wußte viele Geschichten von der Tapferkeit seiner Vorfahren zu erzählen und hatte verschiedene Pickelhauben, Helme, Armbrüste, mancherlei gewaltige Stiefeln und Büffelwämser zu zeigen, welche von Anhängern der Ligue getragen worden waren. Die Hauptreliquie war ein zweihändiges Schwert, welches er kaum zu bewegen vermochte, das er aber zeigte, um zu beweisen, daß sich Riesen in seiner Familie befunden hätten.

Er war allerdings nur ein kleiner Abkömmling so großer Krieger. Wenn man ihre vollen Gesichter und muskulösen Glieder, wie sie sich auf ihren Bildnissen darstellten, und alsdann den kleinen Marquis betrachtete, mit seinen spindeldürren Beinen und seinem bleichen Mondscheingesicht, welches durch zwei gepuderte Seitenlocken oder ailes de pigeon flankirt war, mit denen es fortfliegen zu wollen schien, so konnte man kaum glauben, daß er dem nämlichen Stamme angehörte. Blickte man jedoch die Augen an, welche zu jeder Seite seiner gebogenen Nase hervorfunkelten, so sah man alsbald, daß er all den Feuergeist seiner Ahnen geerbt hatte. Der Geist eines Franzosen verraucht überhaupt nie, wie sehr auch sein Körper einschrumpfen mag. Er verfeinert sich vielmehr in dem Grade, als die irdischen Theile abnehmen, und wird dadurch nur noch entzündbarer; ich habe bei einem kleinen feuerköpfigen französischen Zwerge Muth genug wahrgenommen, um damit einen ziemlichen Riesen zu versorgen.

Setzte der Marquis, wie er es bisweilen that, einen der alten Helme auf, die in seinem Saale aufgehängt waren, so sah man, obwol sein Kopf

den Raum nicht besser füllte, als eine trockene Erbse ihre Hülse, seine Augen doch aus dem Hintergrunde der eisernen Höhle mit Karfunkelglanz hervorleuchten; und wenn er das gewichtige zweihändige Schwert seiner Ahnen wog, so konnte man sich vorstellen, man sähe den mannhaften kleinen David das Schwert Goliath's schwingen, welches für ihn so groß wie ein Weberbaum war.

Doch, meine Herren, ich halte mich vielleicht zu lange bei dieser Schilderung des Marquis und seines Schlosses auf; allein Sie müssen mich entschuldigen: er war ein alter Freund meines Oheims, und so oft dieser die Geschichte erzählte, verweilte er immer gern mit großer Ausführlichkeit bei seinem Wirthe. — Armer kleiner Marquis! Er war einer von der Handvoll ritterlicher Hofleute, welche in der Sache ihres Souverains im Schlosse der Tuilerien an dem unglücklichen 10. August dem Eindringen des Volks einen so aufopfernden und so hoffnungslosen Widerstand entgegensetzten. Er entfaltete bis zuletzt den Muth eines tapfern französischen Ritters, schwang in matter Hand seinen kleinen Hofdegen mit einem ça-ça! einer ganzen Legion Sansculotten gegenüber, ward aber wie ein Schmetterling durch die Pike einer Poissarde an die Wand geheftet und seine Heldenseele wurde auf seinen aîles de pigeon gen Himmel getragen.

Dies Alles hat aber nichts mit meiner Geschichte zu thun. Also zur Sache. Als die Stunde des Schlafengehens gekommen war, führte man meinen Oheim nach seinem Zimmer in einem ehrwürdigen alten Thurme. Dies war der älteste Theil des Schlosses und hatte in der Vorzeit als Burgverließ gedient; natürlich war das Zimmer keines der besten. Der Marquis hatte ihn jedoch darin untergebracht, weil er wußte, daß er ein Reisender von Geschmack und ein Freund von Alterthümern war; überdies waren die bessern Gemächer auch bereits besetzt. Er versöhnte auch meinen Oheim vollkommen mit seinem Gemach, indem er der großen Männer gedachte, die es einmal bewohnt, und welche sämmtlich auf die eine oder die andere Weise mit der Familie in Verbindung gestanden hatten. Durfte man seinem Worte glauben, so war John Baliol, oder Jean de Bailleul, wie er ihn nannte, in dem nämlichen Zimmer vor Kummer gestorben, als ihm das Glück seines Nebenbuhlers, Robert de Bruce, in der Schlacht bei Bannockburn gemeldet wurde. Und als er hinzufügte, daß der Herzog von Guise darin geschlafen hätte, so schätzte sich mein Oheim glücklich, mit einem so ausgezeichneten Schlafgemach beehrt zu werden.

Die Nacht war rauh und windig und das Zimmer keines von den wärmsten. Ein alter langer Diener mit langem Gesicht und steifer Livrée, welcher meinem Oheim aufwartete, warf einen Arm voll Holz neben dem Kamin

nieder, ließ einen eigenthümlichen Blick über das Zimmer gleiten und wünschte dann „bon repos“ mit einer Grimasse und einem Achselzucken, welche bei jedem Andern, als einem alten französischen Bedienten, hätten verdächtig erscheinen müssen.

Das Zimmer hatte in der That ein wüstes, abenteuerliches Ansehen und genügte, um einen in Romanen Belesenen mit Furcht und Grauen zu erfüllen. Die Fenster waren hoch und eng, und ehemals Schießscharten gewesen, aber nothdürftig erweitert worden, soweit es die außerordentliche Stärke der Mauer gestattet hatte; die schlechtpassenden Fensterschlößchen rasselten bei jedem Windstoße. In einer stürmischen Nacht hätte man sich einbilden können, man höre die alten Kämpfer der Ligue in ihren ungeheuern Stiefeln und rasselnden Sporen im Zimmer umherstampfen und klirren. Eine Thür, welche aufklaffte, und als eine echt französische Thür trotz aller Bemühungen, ihr Einhalt zu thun, hartnäckig fortfuhr, aufzuklaffen, führte auf einen langen dunkeln Gang, welcher sich Gott weiß wohin erstreckte, und ganz dazu gemacht schien, Gespenstern als Spazierweg zu dienen, wenn sie um Mitternacht aus ihren Gräbern stiegen. Dann und wann fuhr der Wind mit heiserm Gemurmel durch diesen Gang und klappte die Thür auf und zu, wie wenn ein unentschlossenes Gespenst noch überlegte, ob es eintreten solle oder nicht. Kurz, es war ganz ein solches unwohnliches Zimmer, wie es ein Geist, wenn sich Geister im Schlosse befanden, zu seinem liebsten Erholungsplatze auserseben haben würde.

Obwol nun mein Oheim daran gewöhnt war, seltsamen Abenteuern zu begegnen, so fürchtete er doch damals keines. Er machte mehre Versuche, die Thür zu schließen, doch es war vergebens. Nicht als ob er irgend etwas gefürchtet hätte, denn er war ein zu alter Reisender, um sich durch ein wunderlich aussehendes Zimmer schrecken zu lassen; allein die Nacht war, wie ich schon erwähnte, kalt und stürmisch, und der Wind heulte um den alten Thurm noch weit mehr, als er gegenwärtig um dies alte Haus heult; der Zug drang von dem langen finstern Gange so feucht und kalt, wie aus einem Burgverließ herein. Da mein Oheim die Thür nicht zu schließen vermochte, so warf er einen Haufen Holz auf das Feuer, welches bald in dem großen, geräumigen Kamin eine Flamme entwickelte, die das ganze Zimmer erleuchtete und den Schatten der Feuerzange an der Wand gegenüber wie einen langbeinigen Riesen erscheinen ließ. Mein Oheim erkletterte nun den Gipfel eines Dutzend Matratzen, welche ein französisches Bett zu bilden pflegen und die sich in einer tiefen Halle befanden. Er wickelte sich hübsch ein, begrub sich bis ans Kinn unter der Decke, und lag, indem er das Feuer betrachtete, dem Winde zuhörte und daran dachte, wie schlau er seinen

Freund, den Marquis, wegen eines Nachtquartiers überrascht hatte — bis er endlich einschlief.

Sein erster Schlaf war noch nicht halb vollendet, als er durch die Schloßuhr im Thurme über seinem Zimmer geweckt wurde, welche die zwölfte Stunde anzeigte. Es war dies so eine alte Uhr, wie Gespenster sie gern haben. Sie hatte einen tiefen traurigen Ton, und schlug so langsam und träge, daß mein Oheim glaubte, sie würde nie fertig werden. Er zählte und zählte, bis er überzeugt war, dreizehn gezählt zu haben, und dann hielt sie inne.

Das Feuer war niedergebrannt und die Flamme des letzten Holzstückes war dem Erlöschen nahe; es zeigten sich nur noch kleine blaue Flammen, die dann und wann mit weißlichem Lichte emporblitzten. Mein Oheim lag mit halbgeschlossenen Augen und hatte seine Nachtmütze fast bis zur Nase herabgezogen. Seine Phantasie war bereits verworren und begann die gegenwärtige Scene mit dem Krater des Vesuv, der französischen Oper, dem Coliseum zu Rom, Dolly's Speisehaus zu London und hundert andern namhaften Oertlichkeiten zu vermengen, welche das Gehirn eines Reisenden anzufüllen pflegen — mit einem Worte, er war im Begriff wieder einzuschlafen.

Plötzlich wurde er durch das Geräusch von Tritten erweckt, welche sich langsam den Gang herwärts zu bewegen schienen. Mein Oheim war ein Mann, der, wie ich ihn oft selber habe sagen hören, nicht leicht in Furcht zu setzen war. So blieb er denn ruhig liegen, indem er annahm, es möchte ein anderer Gast oder ein nach seinem Schlafzimmer gehender Diener sein. Die Tritte näherten sich jedoch der Thür; die Thür öffnete sich leise; ob sie von selber aufging oder ob Jemand die Hand anlegte, konnte mein Oheim nicht unterscheiden; eine ganz weißgekleidete Gestalt trat ein. Es war ein Weib von hohem, stattlichem Wuchse und sehr gebieterischem Ansehen. Ihr Kleid war nach alterthümlicher Mode, sehr weit und am Boden hinschleppend. Sie ging nach dem Kamine, ohne auf meinen Oheim einen Blick zu werfen, während dieser seine Nachtmütze mit einer Hand emporzog und sie neugierig anstarrte. Eine Zeitlang blieb sie am Feuer stehen, welches dann und wann in blauen und weißen Flämmchen aufleuchtete, sodaß mein Oheim ihr Aeußeres genau wahrnehmen konnte.

Ihr Gesicht war todtenbleich und erschien im bläulichen Licht des Feuers vielleicht noch bleicher. Es war nicht ohne Schönheit, aber diese Schönheit war durch Kummer und Sorge verdüstert. Sie sah aus wie Jemand, der an Leiden gewöhnt ist, den aber die Leiden nicht zu beugen oder zu überwältigen vermögen; denn eine stolze, unbesiegbare Entschlossenheit drückte sich

in ihrem Antlitze noch immer aus. Dies war wenigstens die Ansicht meines Oheims, welcher sich für einen großen Physiognomen hielt.

Die Gestalt blieb, wie ich sagte, eine Zeitlang am Feuer, während sie erst die eine, dann die andere Hand, und dann ebenso abwechselnd die Füße ausstreckte, wie wenn sie sich wärmte; denn Geister, wofern es wirklich ein Geist war, sind gewöhnlich von kalter Beschaffenheit. Ferner bemerkte mein Oheim, daß sie altmodische Schuhe mit hohen Absätzen und echten oder nachgemachten Diamantschnallen trug, welche höchst lebhaft funkelten. Endlich drehte sich die Gestalt langsam herum und warf einen glasigen Blick rings über das Zimmer, welcher, als er an meinem Oheim vorüberglitt, das Blut desselben eiskalt gerinnen und das Mark in seinen Gebeinen erstarren machte. Dann streckte die Gestalt ihre Arme gen Himmel, schlug die Hände zusammen, und schwebte, während sie dieselben mit flehender Geberde rang, langsam aus dem Zimmer.

Eine Zeitlang sann mein Oheim über diesen Besuch nach, denn obwol er (wie er bemerkte, als er mir die Geschichte erzählte) ein entschlossener Mann war, so verwarf er doch eine Sache nicht sogleich deshalb, weil sie vom regelmäßigen Gange der Dinge abwich. Da er aber, wie ich schon erwähnte, ein großer Reisender und an Abenteuern gewöhnt war, so zog er seine Nachtmütze entschlossen über die Augen, kehrte der Thür den Rücken zu, zog die Decke hoch über seine Schultern herauf und schlief allmälig ein.

Wie lange er schlief, konnte er nicht angeben, denn er wurde durch den Laut einer Stimme vor seinem Bette geweckt. Er drehte sich um und erblickte den alten französischen Diener mit starken gekräuselten Locken auf jeder Seite eines hagern Gesichts, welchem die Gewohnheit ein immerwährendes Lächeln aufgeprägt hatte. Er schnitt tausend Grimassen, bat tausend mal um Verzeihung, daß er Monsignor störe, aber der Morgen sei bedeutend vorgerückt. Während des Ankleidens erinnerte sich mein Oheim dunkel an den Besuch der vergangenen Nacht. Er fragte den alten Diener, welche Dame die Gewohnheit hätte, Nachts in diesem Theile des Schlosses umherzuwandern. Der alte Bediente zog die Achseln bis zu den Ohren empor, legte die eine Hand auf seine Brust, streckte die andere mit gespreizten Fingern aus, schnitt eine höchst possirliche Grimasse, womit er wol ein Compliment ausdrücken wollte, und sagte:

„Es käme ihm nicht zu, etwas von les bonnes fortunes des Herrn zu wissen.“

Mein Oheim sah, daß von dieser Seite nichts Befriedigendes zu erfahren war. Nach dem Frühstück ging er mit dem Marquis durch die neuern Gemächer des Schlosses, über den wohlgebohnten Fußboden mit Seide ta-

pezirter Salons und zwischen reich vergoldeten und mit Brocat überzogenen Hausgeräthen hin, bis sie in eine lange Gemäldegalerie eintraten, welche viele Portraits, theils in Oel-, theils in Wasserfarben, enthielt.

Hier bot sich ein reiches Feld für die Beredtsamkeit seines Wirths, welcher all den Stolz eines Edelmanns des ancien régime besaß. Es gab keinen großen Namen in der Normandie, ja, kaum in Frankreich, der nicht auf die oder jene Weise mit seinem Hause in einer Verbindung gestanden hätte. Mein Oheim hörte mit innerer Ungeduld zu und ruhte dabei bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine, während der kleine Marquis mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit, die ihm eigen waren, von den Heldenthaten seiner Ahnen sprach, deren Bilder an der Wand hingen, von den kriegerischen Großthaten der in Stahl gehüllten ernsten Ritter herab bis zu den Galanterien und Intriguen der blauäugigen Herren mit heitern lächelnden Gesichtern, gepuderten Seitenlocken, Spitzenmanschetten und roth- und blauseidenen Röcken und Hosen; auch vergaß er die Eroberungen der lieblichen Schäferinnen nicht, welche, mit Reifröcken und Taillen, nicht dicker als die einer Sanduhr, die zierlichen, mit flatternden Bändern geschmückten Hirtenstäbe herrschend über ihre Schafe und Schäfer zu schwingen schienen.

Während sein Freund sprach, fiel meinem Oheim ein Bild in ganzer Figur auf, in welchem er seinen Besuch der vergangenen Nacht wieder zu erkennen glaubte.

„Mir ist", sagte er, indem er darauf hinzeigte, „als müßte ich das Original dieses Bildes gesehen haben."

„Verzeihen Sie", erwiderte der Marquis höflich, „das kann nicht wohl möglich sein, da die Dame seit mehr als hundert Jahren todt ist. Es war die schöne Herzogin von Longueville, welche während der Minderjährigkeit Louis XIV. glänzte."

„Und bietet ihre Geschichte irgend etwas Bemerkenswerthes dar?"

Unglücklicher hätte man nicht fragen können. Der kleine Marquis warf sich sogleich in die Attitude eines Mannes, welcher im Begriff steht, eine lange Geschichte zu erzählen. Mein Oheim hatte sich in der That die ganze Geschichte des Krieges der Fronde, worin die schöne Herzogin eine so ausgezeichnete Rolle spielte, auf den Hals beschworen. Turenne, Coligny, Mazarin, wurden aus ihren Gräbern gerufen, um seine Erzählung zu schmücken, und ebenso wenig wurden die Barrikaden, noch das Ritterthum der Portes-cochères vergessen. Mein Oheim begann sich tausend Meilen weit vom Marquis und seinem unbarmherzigen Gedächtnisse hinwegzuwünschen, als plötzlich der Gedankengang des kleinen Mannes eine interessantere Wendung nahm. Er erzählte von der Gefangenschaft des Herzogs von Longueville

mit den Prinzen Condé und Conti im Schlosse von Vincennes, und von den fruchtlosen Bemühungen der Herzogin, die muthigen Bewohner der Normandie zu ihrer Befreiung aufzuwiegeln. Er war bis zu dem Punkte gekommen, wo sie durch die königlichen Truppen im Schlosse von Dieppe belagert wurde.

„Der Muth der Herzogin", fuhr der Marquis fort, „steigerte sich mit ihrer Bedrängniß. Es war staunenerregend, ein so zartes und schönes Wesen so entschlossen mit Widerwärtigkeiten ringen zu sehen. Sie wählte ein verzweifeltes Mittel, um zu entkommen. Sie haben vielleicht das Schloß gesehen, in welchem sie eingesperrt war; das Gebäude sieht aus wie ein kleiner holperiger Auswuchs am Rücken eines Berges, dicht über der düstern kleinen Stadt Dieppe. In einer dunkeln, stürmischen Nacht schlich sie insgeheim aus einer kleinen Hinterthür des Schlosses, deren Bewachung der Feind vernachlässigt hatte. Die Hinterthür ist noch bis auf diesen Tag vorhanden; sie führt nach einer schmalen Brücke über einen tiefen Graben zwischen dem Schlosse und dem Gipfel des Berges. Ihre Dienerinnen, etliche Diener und einige tapfere Ritter, welche entschlossen waren, treulich ihr Schicksal zu theilen, begleiteten sie. Sie hatte die Absicht, einen kleinen, etwa zwei Meilen entfernten Hafen zu erreichen, wo auf ihre Veranstaltung insgeheim ein Schiff in Bereitschaft gesetzt worden war, um im Nothfall auf demselben ihre Flucht bewerkstelligen zu können.

„Die kleine Schar Flüchtiger war genöthigt, diese Strecke zu Fuße zurückzulegen. Als sie den Hafen erreichten, war der Wind stürmisch, die Flut conträr und das Schiff lag weit draußen auf der Rhede vor Anker, während kein Mittel zu finden war, um an Bord zu kommen, ausgenommen ein Fischerboot, welches schwankend wie eine Muschelschale vor der Brandung lag. Die Herzogin beschloß, den Versuch zu wagen. Die Seeleute bemühten sich, ihr das Vorhaben auszureden; allein die drohende Gefahr am Strande und ihr hochherziger Geist trieben sie zur Ausführung. Sie mußte auf den Armen eines Schiffers nach dem Boote getragen werden. Die Gewalt des Windes und der Wellen war aber so stark, daß er strauchelte, das Gleichgewicht verlor und seine kostbare Last ins Meer fallen ließ.

„Die Herzogin wäre beinahe ertrunken, aber sie kam theils durch ihre eigene verzweifelte Anstrengung, theils durch den kräftigen Beistand der Seeleute ans Land. Sobald sie wieder ein wenig zu Kräften gelangt war, drang sie auf eine Erneuerung des Versuchs. Der Sturm war jedoch inzwischen so heftig geworden, daß alle Bemühungen fruchtlos bleiben mußten. Zögerte man, so war Entdeckung und Gefangenschaft unvermeidlich. Sie ließ, als letztes Auskunftsmittel, Pferde herbeischaffen, stieg, ebenso wie ihre Ge-

fährtinnen, hinter den ritterlichen Herren auf, welche sie begleiteten, und durchstreifte das Land, um ein einstweiliges Asyl zu suchen.

„Indem nun die Herzogin", fuhr der Marquis fort, indem er den Zeigefinger auf meines Oheims Brust legte, um seine Aufmerksamkeit ganz besonders zu fixiren, „indem die arme Herzogin im Sturmwetter auf diese trostlose Weise umherirrte, erreichte sie dieses Schloß. Ihr Nahen erregte einige Unruhe, denn wenn man tief in der Nacht eine Reiterschar die Allee eines einsamen Schlosses heraufstrappeln hörte, so war das in jenen wilden Zeiten und in einer unruhigen Gegend des Landes schon hinreichend, um Besorgniß zu erwecken.

„Ein großer, breitschulteriger und bis an die Zähne bewaffneter Jäger sprengte voraus und meldete den Namen des Gastes. Alle Unruhe war verschwunden. Die Dienerschaft erschien mit Fackeln, um sie zu empfangen, und noch nie hatte Fackelschein eine mehr durch Wind und Wetter mitgenommene und durch Kreuz- und Querzüge abgemattete Schar beleuchtet, als diejenige, welche nun in den Hof sprengte. Welche bleiche, erschöpfte Gesichter, welche beschmuzte Kleider wurden von der armen Herzogin und ihren Gefährtinnen, jede hinter ihrem Cavalier sitzend, zur Schau geboten! und die durchnäßten, halb vom Schlafe überwältigten Pagen und Diener schienen jeden Augenblick vor Erschöpfung von den Pferden fallen zu wollen.

„Mein Vorfahr empfing die Herzogin mit einem herzlichen Willkommen. Sie wurde in den Saal des Schlosses geführt und bald prasselte und flackerte das Feuer, um sie und ihr Gefolge zu erquicken; jeder Bratspieß und jede Pfanne mußte herhalten, um eine reichliche Erfrischung für die Reisenden in Bereitschaft zu setzen.

„Sie hatte ein Recht auf unsere Gastfreundschaft", fuhr der Marquis fort, indem er eine etwas würdevollere Haltung annahm, „denn sie war mit unserer Familie verwandt. Ich will Ihnen angeben, in welcher Weise. Ihr Vater, Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé — —"

„Aber, brachte die Herzogin die Nacht im Schlosse zu?" fiel mein Oheim etwas hastig ein; denn der Gedanke, sich in eine der genealogischen Erörterungen des Marquis vertiefen zu sollen, erschreckte ihn nicht wenig.

„O, was die Herzogin anlangt, so wurde diese in dem nämlichen Zimmer untergebracht, welches Sie in vergangener Nacht bewohnten und das zu jener Zeit eine Art Staatszimmer war. Ihre Gefährten wurden in den Zimmern auf dem benachbarten Corridor einquartirt und ihr Lieblingspage schlief in einem anstoßenden Cabinet. Auf dem Gange schritt der große Jäger auf und ab, welcher ihre Ankunft gemeldet hatte und nun eine Art von Schildwache abgab. Er war ein finsterer, ernster Mensch und sein

Ansehen verrieth gewaltige Kraft; wenn das Licht einer Lampe auf dem Corridor sein starkmarkirtes Gesicht und seine muskulöse Gestalt beleuchtete, schien es, als müßte er fähig sein, das Schloß mit seinem Arme ganz allein zu vertheidigen.

„Es war eine rauhe, wilde Nacht; um diese Jahreszeit — apropos! — jetzt besinne ich mich, gestern war gerade der Jahrestag ihres Besuchs. Es ist natürlich, daß ich mich des Datums genau erinnere; denn es war eine Nacht, die unser Haus nicht leicht vergessen konnte. Es existirt in Bezug darauf eine seltsame Tradition in unserer Familie.“ Hier hielt der Marquis inne und um seine buschigen Augenbrauen schien sich eine Wolke zusammenzuziehen. „Es existirt eine Tradition, — daß sich ein seltsamer Vorfall in jener Nacht ereignete, — ein seltsamer, geheimnißvoller, unerklärlicher Vorfall —“ Hier brach er ab und schwieg.

„Bezog er sich auf die Dame?“ fragte mein Oheim eiferig.

„Die Mitternachtsstunde war vorüber“, begann der Marquis wieder, „als das ganze Schloß — —“ Hier pausirte er aufs neue. Mein Oheim machte eine Bewegung der erwartungsvollsten Neugier.

„Entschuldigen Sie mich“, sagte der Marquis, während ein leichtes Roth sein blasses Gesicht überflog. „Es verknüpfen sich einige Umstände mit der Geschichte unsers Hauses, welche ich nicht gern erwähne. Es war ein rohes Zeitalter. Eine Zeit großer Verbrechen unter großen Männern; denn Sie wissen wol, vornehmes Blut kann, wenn es unterm Einflusse der Sünde fließt, nicht so zahm fließen, wie das Blut der Canaille — arme Dame! — Aber ich habe einen kleinen Familienstolz, der — entschuldigen Sie mich: lassen Sie uns von andern Dingen sprechen, wenn's Ihnen gefällig ist —“

Meines Oheims Neugier war angeregt. Die pomphafte und prunkende Einleitung hatte ihn etwas Wunderbares in der Erzählung erwarten lassen, zu welcher sie wie eine Art Eingangsallee zu führen schien. Er hatte nicht erwartet, sich durch einen plötzlichen Anfall unzeitiger Bedenklichkeit darum gebracht zu sehen. Da er überdies ein Reisender war, welcher auf Belehrung ausging, so hielt er es für seine Pflicht, sich nach allen Dingen zu erkundigen.

Der Marquis wich indeß jeder Frage aus.

„Nun“, sagte mein Oheim ein wenig muthwillig, „was Sie auch davon denken mögen: ich sah diese Dame in vergangener Nacht.“

Der Marquis trat einen Schritt zurück und sah ihn erstaunt an.

„Sie schenkte mir einen Besuch in meinem Schlafzimmer.“

Der Marquis nahm mit einem Achselzucken und einem Lächeln seine Schnupftabacksdose aus der Tasche, denn ohne Zweifel hielt er die Bemerkung für einen ungeschickten englischen Scherz, an welchem er aus Höflichkeit Wohlgefallen finden müsse.

Mein Oheim nahm jedoch nun das Wort in ernsterm Tone und schilderte den ganzen Vorfall. Der Marquis hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, während er die Dose ungeöffnet in der Hand hielt. Als die Erzählung beendigt war, schlug er bedächtig auf den Deckel seiner Dose und nahm eine lange und geräuschvolle Prise.

„Pah!" sagte der Marquis und schritt nach dem andern Ende der Galerie.

Hier machte der Erzähler eine Pause. Die Gesellschaft wartete eine Zeitlang, in der Hoffnung, daß er die Erzählung fortsetzen werde; aber vergebens — er verharrte im Schweigen.

„Nun", sagte der fraglustige Herr, „und was sagte ihr Oheim darauf?"

„Nichts", erwiderte der Andere.

„Und was sagte der Marquis weiter?"

„Nichts."

„Und ist das Alles?"

„Das ist Alles", sagte der Erzähler, ein Glas Wein füllend.

„Ich glaube", sagte der schelmische alte Herr mit der Schalksnase, „ich glaube, der Geist wird wol kein anderer gewesen sein, als die alte Haushälterin, die ihre Runde machte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei."

„Pah!" sagte der Erzähler. „Mein Oheim war zu sehr an seltsame Erscheinungen gewöhnt, als daß er nicht einen Geist von einer Haushälterin hätte unterscheiden sollen."

Ein Gemurmel, halb lustig, halb eine Folge getäuschter Erwartung, lief um die Tafel. Ich war zu glauben geneigt, daß der alte Herr wirklich noch einen Nachtrag zu seiner Geschichte im Hinterhalt hätte, aber er schlürfte seinen Wein und sagte nichts weiter; um sein verfallenes Gesicht spielte eine wunderliche Miene, die mich in Zweifel ließ, ob er das Ganze spaßhaft oder ernsthaft nähme.

„Meiner Treu", sagte der schlaue Herr mit der biegsamen Nase, „diese Geschichte ihres Oheims erinnert mich an eine andere, welche eine meiner Tanten von mütterlicher Seite zu erzählen pflegte; dieselbe wird freilich am Ende kein würdiges Seitenstück zu der Ihrigen sein, denn die gute Dame war minder geneigt, seltsamen Abenteuern zu begegnen. Jedenfalls sollen Sie aber die Erzählung haben."